

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 52 (1948-1949)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Cosi fan tutte : eine Mozart-Skizze  
**Autor:** Georgi, Stephan  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-663857>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.10.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Friedhof die alte Grabinschrift gefunden hatte, die von dem in gegenseitiger Liebe unvergleichlichen Ehepaar Werner Kirchofer und Maria Ursula von Schönaum kündete, hatte ihn der Gedanke an das Schicksal des jungen Musikers nicht mehr losgelassen; hatte sich inzwischen in innerer Verbundenheit noch vertieft. Denn war er nicht selbst solch ein unglücklich liebender Werner geworden? Was war es denn anders, das ihn die Werner-Vieder schreiben ließ, als sein Herzweh nach dem Schwarzwald?

Und mit jedem neuen Lied, das er hier unten in Rom in verschmelzender Verbindung seiner Gedanken an sein Schwarzwaldlieb mit dem Säckinger Gedenkstein schrieb, versponn er sich tiefer und tiefer in jene alte Mär. Er verslocht sich mit ihr, lief in seinen Gedanken nicht mehr als Scheffel, sondern als Werner Kirchofer auf einsamen Wegen umher. Hatte er nicht schon damals in Säckingen einen Entwurf zur Gestaltung dieses Stoffes niedergelegt? Er kramte ihn hervor, versank in die Phantasie dieses Liebeschicksals, vergaß Rom, die Freunde, die Malerei . . .

Eines Tages war er aus Rom verschwunden. Niemand wußte wohin.

\*

Weithin Meer. War das Sorrent dort in der Ferne? Weißglänzender Strand, scharfe Klippen, zackige Felsen, Barken im Hafen, Fischer, die träge sich sonnen, weil Nachtwerk ihr Tagwerk ist, schwarzhaarige Mädchen mit schweren Ohrgehängen, Lasten auf ihren Köpfen tragend, oben der Felsen von San Michele, und droben das weltferne Ana-Capri, weiße, von Reben umspinnene Häuschen unter der schlichten Kirchenkuppel; Glockenklänge, die hinaus ins Meer verhallen . . . Insel-Einsamkeit.

Sechs Wochen lebte Scheffel auf Capri. Lag am Strand und träumte von Werner und Maria Ursula; stand auf Klippen und Felsen und sah den hartherzigen Freiherrn von Schönaum, der seine Tochter nicht einem Musiker geben wollte; saß vor den Schänken, die „Tränen des Tiberius“ als roten Wein trinkend, und hatte niemand bei sich als den imaginären Vater Hiddigeigei; hockte nachts in seinem Albergo — und schrieb.

In diesen sechs Wochen auf Capri wurde aus dem irrtümlichen Maler für immer ein Dichter. In diesen sechs Wochen schrieb Josef Victor von Scheffel sein erstes größeres Werk, den „Trompeter von Säckingen“.

## Cosi fan tutte

Eine Mozart-Skizze von Stephan Georgi

Brelle Nachmittagssonne glühte auf dem Rot der Samtvorhänge, spielte auf seidenen Polstern zierlich geformter Stühle, stöberte in Bücher- und Notenregalen, sandte aus dem Prunkspiegel flimmernde Reflexe umher.

Mozart erhob sich unmutig vom Instrument, ging zum Fenster, um die Gardinen zu schließen. Vielleicht gelang es im abgeschlossenen Halbdunkel besser. Allein so oft seine Finger auch in immer neuen Anläufen über die Tasten glitten, er fand nicht, was er suchte, war nicht in der rechten Verfassung, die erforderliche kokett-verführerische Stimmung des Tongefüges

zu treffen. Hatten ihn die Sorgen und Mißhelligkeiten der letzten Zeit derart ausgehöhlt? Oder lag es allein an der flachen Frivolität dieses „Cosi fan tutte“-Textes, an dem begeistert sich zu erwärmen schwer fiel? Heute ging's eben nicht. Warten. Es fruchtet nichts, verkrampt den Kopf zu bemühen. Gott, der Kopf! Wie wenig Verstand braucht's schließlich schon, um schöne Musik zu machen; wenn's nicht aus dem Herzen, aus dem Blute kommt, bleibt's doch nur fades Geklimper.

Vom nahen Turm schlug die Uhr. Der Spielende fuhr auf. „Jessas! Madame Cornelius!“

Sie hatte ihn mit einem Billett wiederum zu einer Gesangslektion gebeten. Flugs den Rock ab, in den neuen Besuchsfrack hinein, den grünen mit silbernen Knöpfen, eilig die frisch gepuderte Perücke aufgestülpt, ein paar Tropfen Wohlgeruch aufs Jabot, eine Rußhand zum Bilde Constanzes hinüber, die zur Zeit im nahen Baden zur Kur weilte, einen Griff nach Hut und Umhang, dann fuhr er in der Kutsche durch das beschauliche Wien Josephs II. Eigentlich war das Mieten einer Kutsche Verschwendung für einen schlecht bezahlten Hofkompositeur, der sich trotz „Figaro“ und „Don Juan“ kümmerlich mit Gelegenheitskompositionen und dem Frondienst des Stundenerteilens durchschlagen mußte.

Aber bei Madame Cornelius wurde dieser Frondienst zur reizvollen Annehmlichkeit. Sie war nicht nur die wohlhabende, kunstliebende Witwe, die es sich leisten konnte, ihre vortreffliche Stimme von einem Wolfgang Amadeus Mozart kultivieren zu lassen, sie war darüber hinaus eine scharmante Frau, eine schmiegsame Schönheit, die prickelnd gefährlich werden konnte. Sie war huldvoll zu ihrem berühmten Gesanglehrer, sehr huldvoll.

Madame Cornelius saß bereits wartend vor ihrem kostbaren Pianoforte. Sie hob dem Eintretenden die Hand zum Ruß entgegen, mit einer Bewegung, die mehr als die Hand zu geben schien.

Parbleu! durchfuhr es Mozart. Sie ist heute noch schöner; noch entzückender das orangefarbene Kleid, noch kunstvoller die hohe Frisur. Noch dunkler, samtiger die Augen als sonst? Die Bewunderung, die in seinem Blick lag, indes er ihre Hand an die Lippen führte, war ehrlich.

„Ihr Basall, Madame!“

Sie lächelte zufrieden; rückte an dem nebenstehenden Tischchen, auf dem Wein in hauchiger Karaffe stand, Gebäck und Früchte lagen. „Ich versuchte mich eben in Mozartschen Trillern. Aber sie gelingen mir nicht.“

„Dann sind wir Leidensgefährten. Ich habe es heute auch nicht geschafft, bin stecken geblieben in der Arbeit. Daponte hat schon bessere Libretti geliefert als dieses ‚Cosi fan tutte‘.“

„Aber es ist eine Oper, die Ihnen der Kaiser selbst in Auftrag gab. Zudem handelt sie von Frauen, Amouren und Eskapaden, und auf derlei Dinge verstehen Sie sich doch, Sie — Schöpfer des ‚Don Juan‘.“

„O je!“ wehrte Mozart ab. „Schon wieder übles Gered' im Gange? Woher weht's denn diesmal? Von der dummen, großaugeten Baronin wieder?“

„Die Vögel piffen's!“ trällerte Madame.

„Sehr piffige Vögel. Der Hauptfehler bei mir ist, daß ich zu sehr nach dem Schein und nicht allzeit so handle, wie ich handeln sollte.“

„Und Ihre ‚Don Juan‘-Musik ist auch nur Schein?“

Mozart wurde ernst. „Vielleicht komponierte ich den ‚Don Juan‘, weil ich keine Zeit fand, ihn zu leben.“

„Oh!“ ließ Madame Cornelius maliziös hören. „Sie lernten nur Bestalinnen kennen? Sie leugnen die galanten On-dits um Maestro Mozart? Wie unvorsichtig von Ihnen! Wie leicht können Sie in Verdacht kommen, tugendhaft zu sein! Sie fallen aus der Zeit, *mon ami!*“

Es half nichts; Mozart lachte. Allein schon dieses „Oh!“. Niemand vermochte dieses „Oh!“, vom spöttisch feinen, lippengespißten bis zum dunkel gutturalen, so vieldeutig variationsreich zu sprechen, wie Madame.

Sie sah eine Weile zum Plafond hinauf, wo kleine, wohlgenährte Amoretten mit bunten Girlanden spielten, sah dann Mozart an. Der fühlte sich unruhig werden unter diesem Blick, griff zu seiner Notenmappe. „Und unsere Lektion, Madame? Ich habe ein paar Stücke aus ‚Cosi fan tutte‘ mitgebracht. Wollen Sie's probieren? *Prima vista?*“

„Sie zeichnen mich aus, Maestro.“

Sie überließ ihm den Platz am Instrument. Er spielte und sang zunächst die kleine, musikalisch köstlich gelungene Arie des Ferrando „Der Odem der Liebe erfrischt die Seele“.

Madame lauschte interessiert, hielt den Kopf zustimmend geneigt.

Dann brachte Mozart ein Duett vor, begann kapriziös die Partie des Guglielmo:

„Empfange, Geliebte / dies Herz hier zu eigen,  
Doch wisse, ich habe / das deine dafür.“

Madame Cornelius sang die Antwort der Dorabella :

„Ich kann nicht vergelten / die liebliche Gabe,  
Denn wisse, ich habe / mein Herz nicht mehr  
hier . . .“

„Oh!“ sagte sie und brach ab. „Sie haben recht; Daponte war diesmal nicht glücklich bei der Wahl seines Textes. Ich glaube, ich bin heute auch gar nicht gut bei Stimme. Wollen Sie mir nicht lieber etwas vorspielen? Ich bin begierig, Weiteres aus der Oper zu hören.“

Es dunkelte bereits. Sie brannte die Klavierkerzen an, goß Wein in die Gläser, trank Mozart zu, sah ihn an dabei; unten, am Rande des bauchigen Reifrockes, wippte kokett der zierliche Fuß.

War es der schwere Purpurwein, der Mozart den Glanz in die Augen, das Rot in die Wangen legte? Madame sah es, lächelte. Sie setzte sich neben ihn. „Wollen Sie nicht spielen? Ich wende Ihnen die Blätter um.“

Mozart stellte die Noten auf, begann zu spielen; leichtfüßig-graziöse, schalkhaft-listige „Cosi fan tutte“-Musik. Aber die Noten waren undeutlich handgeschrieben; Madame mußte sich dicht heranbeugen, um sie verfolgen zu können, so dicht, daß ganz nahe vor den Augen des Spielenden das kleine Schönheitspflasterchen am Kinn unter dem Puder aufleuchtete. Wie? Einem Mozart geschah es, auf den Tasten daneben zu greifen?

„Sie sind unruhig, Maestro?“

„Sie sind schön, Madame.“

„Oh!“ Sie verbarg ihr Lächeln in den Mundwinkeln, wandte das Blatt um. Die nächste Seite war nur bis zur Hälfte beschrieben. Bis dahin war Mozart in der Fortarbeit gekommen, da dann stecken geblieben.

Madame erhob sich leise; sie goß nochmals Wein in die Gläser, überlegte dabei, was für ein besonders schönes Kompliment sie dem Maestro für sein Spiel machen konnte.

Aber was war das? Mozart hörte nicht auf. Spielte weiter. Hemmungslos reichten sich ungeschriebene Tonketten, prickelnd erregt dahinflatternd, formten sich zu melodiosen Ausdruck, quollen unaufhörlich.

Madame zog die Brauen hoch, sah auf den Spielenden, auf den gegenwartsvergessenen vorgebeugten Kopf, auf die zarten, schmalen Hände, die wie von einem Dämon getrieben über die Tasten glitten, daß die leichten Spitzenmanschetten nur so flogen, sah auf die im Feuer eines Besessenseins fiebernden Augen . . . Oh! Wie war das? Was sie hervorgerufen, verströmte hier in die Tasten! Was sie entfacht, verbrannte hier zu Musik! Sie sah auf die bewegte Klaviatur des Instruments, mit einem wehrend überraschten Blick, der einer plötzlich aufgetauchten Nebenbuhlerin würdig gewesen wäre.

Wieviel Zeit war vergangen? Als Mozart endlich mit kräftigem Akkord abbrach, strahlten seine Augen nichts als glückliche Freude. Er sprang auf. „Schauen S', Madame, jetzt hab' ich's! Jetzt hab' ich's getroffen, was mir am Nachmittag nicht einfallen wollte! Und nun, wenn Sie gütigst gestatten, flugs nach Hause, damit ich's aufschreiben kann, eh' mir's im Gedächtnis verloren geht. Sie sind nicht böse, gelt? Musikmachen ist halt das Schönste für mich, Komponieren meine einzige Passion. Hoffentlich hat es Sie ein wenig interessiert.“

„Doch,“ sagte Madame mit einem undeutbaren Lächeln. „Es war etwas ganz Neues für mich. Es war . . .“ Musik um jeden Preis, wollte sie sagen, aber sie verschluckte es, reichte ihm die Hand. „Eilen Sie, Maestro, damit Sie nichts vergessen.“

Die Tür schloß sich. Madame stand im Zimmer, sah auf den Wein, der purpurn in zwei Gläsern funkelte.

„Oh!“ sagte sie nur.

**Leute ohne Humor sind Wiesen ohne Blumen. Wie könnte ihr Leben anders sein als dürr?**

*Meta von Salis.*